

Inhaltsverzeichnis

<i>Helga Nowotny</i> Marie Jahoda und Wien als <i>City of the Century</i>	7
<i>Georg Hubmann</i> Ein historischer Text in aktueller Annäherung	13
Editorische Notiz	23
<i>Marie Jahoda</i> Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie	25
<i>Meinrad Ziegler</i> Die Dissertation von Marie Jahoda	167
<i>Josef Ehmer</i> Kontextualisierung der Lebensgeschichten. Sozial-ökonomische Entwicklung Wiens 1850–1930	215
<i>Rainer Bartel</i> Chronik zur Lebensspanne der Befragten	253
<i>Christian Fleck</i> Marie Jahoda – ein Porträt	267
<i>Reinhard Müller</i> Lebenslauf und Bibliografie Marie Jahoda	363
Danksagung	387
Bildnachweise	389
Autorin und Autoren, Herausgeberin und Herausgeber	391

Marie Jahoda

Anamnesen im Versorgungshaus

Ein Beitrag
zur Lebenspsychologie

Dissertation
Universität Wien 1932

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	31
1. Der Zusammenhang der Arbeit mit dem System Charlotte Bühlers	33
2. Die Methodik der Erhebungen	34
II. Das Normalleben	43
1. Die psychische Lebenskurve; Expansion und Restriktion	45
a. Definition des Normallebens	45
b. Expansion und Restriktion im Normalleben der Frau	46
c. Expansion und Restriktion im Normalleben des Mannes	50
2. Der Phasenablauf	56
3. Die Lebensformen der fünften Phase	64
a. Über die Art der Erinnerung	64
b. Der Inhalt der fünften Phase	69
4. Biologische und ökonomische Grundlagen	71
III. Strukturmerkmale des Einzellebens	85
1. Verschiebungen der Expansions- und Restriktionskurve	87
2. Das Anforderungsniveau; maximale und minimale Anforderungen	102
3. Lebenserfüllung	115
IV. Anhang	119

gen, über die ein möglichst reichhaltiges Material vorlag, wie zum Beispiel Goethe, dessen Leben sich vor allem wegen seiner Harmonie, Reichhaltigkeit und langen Dauer besonders zur lebenspsychologischen Untersuchung eignete. Ein kleiner Kreis von Mitarbeitern hat dann eine ziemlich große Anzahl von Biografien studiert. Das wichtigste Ergebnis dieser Arbeit war die Feststellung von Begriffen, die die Beschreibung des Lebensablaufs in wissenschaftlicher Weise ermöglichen. Charlotte Bühler wird die Resultate ihrer Untersuchung in kurzer Zeit in Buchform veröffentlichen.

Die fast verblüffende Handlichkeit dieser Begriffe und ihre Anwendbarkeit auf jedes Leben, das an Hand der Biografien untersucht wurde, brachten mich auf den naheliegenden Gedanken, ihre Verwendbarkeit im Alltagsleben zu erproben. Das Material dazu beschloss ich, durch die Untersuchung der Lebensdaten alter Menschen aus den Versorgungshäusern zu gewinnen.

Bevor ich auf die Untersuchung selbst eingehe, möchte ich Frau Professor Charlotte Bühler meinen Dank aussprechen für die Förderung, die diese Arbeit durch sie erfahren hat; nicht nur dadurch, dass ich ihre Ansätze schon vor der Publikation für die Bearbeitung meines Materials verwenden durfte; sie hat außerdem in wohlwollendster Weise meine Versuche Schritt für Schritt überwacht und erst durch ihre Anweisung die sinnvolle Zusammenfassung des Materials ermöglicht.

2. Die Methodik der Erhebungen

Die Erhebungen fanden in den Versorgungshäusern der Gemeinde Wien, XX. Meldemannstraße, III. Rochusgasse, XIII. Baumgarten und in dem privaten Versorgungshaus, IX. Seegasse statt. Ich möchte an dieser Stelle dem Wiener Magistrat und der Leitung des Hauses in der Seegasse für die mir gebotene Arbeitsmöglichkeit danken.

Die Pfinglinge wurden ohne jeden Auswahl Gesichtspunkt vorgenommen; es wurde ihnen kurz der wissenschaftliche Zweck der Arbeit erklärt, und, wenn sie ihre Zustimmung zur Anamnese gaben, sofort damit begonnen. Die meisten erzählten mit merkbarem Vergnügen und sehr breit und ausführlich ihre Lebenserinnerungen. Der Zweck der Erhebung war ihnen ziemlich gleichgültig. Nur sechs von 52 ließen sich die Arbeit näher erklären. Eine glatte Ablehnung der Anamnese erfolgte in etwa 20 Fällen, vor allem bei

Frauen. Die Gründe dafür waren nicht ganz durchsichtig. Die Formulierung der Ablehnung lautete etwa: „Ich will mich nicht mehr an die Vergangenheit erinnern müssen“ oder: „Das hat für mich gar keinen Zweck“.

Die Erhebung dauerte im Einzelfall zwischen einer halben und fünf viertel Stunden. Nur die ersten drei Protokolle wurden von mir aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, bei den folgenden wurde mitstenografiert.

Die Art, wie gefragt wurde, ist charakteristisch für die Verwendung von Recherchen auf einem Gebiet, das neu bearbeitet wird. Begonnen wurde mit der Frage nach den Geburtsdaten, dem Beruf des Vaters, eventuell der Mutter und der Anzahl der Geschwister. Die nächste Frage war die nach der frühesten Erinnerung und dann, da darauf in vielen Fällen die Antwort ausblieb, die Frage nach der Schulzeit. Erstrebt war nun weiterhin eine möglichst geschlossene Erzählung, bei der nur durch eine Frage unterbrochen wurde, wenn etwas unklar war oder große Zeiträume übersprungen wurden. Die ersten freien Erzählungen dienten als Ausgangspunkt, um zunächst die Gesichtspunkte herauszuholen, die den Berichtspersonen selbst geläufig waren, das heißt also, jene Probleme herauszustellen, die den einzelnen subjektiv für ihren Lebensablauf wichtig erschienen. Die Rekonstruktion dieser Lebensläufe war aber für den Beobachter nach diesen Gesichtspunkten allein noch nicht möglich; man wurde fast von selbst zu einer Reihe von Fragen gedrängt, auf die am nächsten Tag nochmals eingegangen werden musste. Auf diese Weise wurde Schritt für Schritt jenes System von Gesichtspunkten erarbeitet, die berührt werden mussten, um einen Bericht für uns brauchbar zu machen. Es gab dann natürlich Fälle, wo sogar der übliche Darstellungsumfang von selbst nicht erreicht wurde und nach jedem Satz neue Fragen gestellt werden mussten. Umgekehrt gab es einige wenige Versuchspersonen, die spontan alles sagten, was uns notwendig erschien. Für die große Zahl der dazwischenliegenden Fälle hatten wir uns eine Reihe von Formulierungen und Bemerkungen zurechtgelegt, mit deren Hilfe jedem Bericht die notwendige Gegenstandsbreite verschafft wurde. Die sachlichen Gesichtspunkte, auf die es ankam, wird man im Verlauf der Arbeit kennenlernen. Die Ergänzungsfragen, die sich befragungstechnisch als nützlich erwiesen, sind die folgenden: Fragen nach Krankheiten, Beschäftigung in der Freizeit, Rolle der Religion, Lektüre, Politik, Konflikt mit dem Gesetz, Freunde, Feinde, Todesfälle, Vereinszugehörigkeit, Theater, Musik, Tanzen, Reisen, sonstigen Interessen, Wohnungsgröße, Zufriedenheit mit Beruf, schönste Zeit, schwerste Zeit, die Frage nach Plänen, die man einmal gehabt hat, was die Betreffenden täten, wenn sie noch einmal auf die Welt kämen, und ob sie gern oder ungerne in die Versorgung gegangen seien. In den Protokollen wurden nur die

Fragen vermerkt, auf die eine verständliche Antwort gegeben worden war; da alle gestellt wurden, kann man sich durch den Ausfall über das Niveau des Einzelnen informieren.

Man könnte nun den Einwand machen, dass dieses Material unüberprüfbar sei, dass man dabei groben Irreführungen ausgesetzt wäre. In den Angaben der Geburts- und Trauungsdaten sowie des Berufes bot die Krankengeschichte, die von der Verwaltung der Versorgungshäuser aufgenommen wird und in die ich Einsicht nehmen konnte, eine Kontrolle. Für alle näheren Angaben war man allerdings auf die Aussagen der Berichtspersonen angewiesen. Nun ist es für einfache Menschen, die ohne Vorbereitung vor die Aufgabe gestellt werden, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, sicher unmöglich, sich eine widerspruchsfreie frei zu erfinden. In einigen Fällen wurde die Anamnese, als ich bemerkte, dass sich Widersprüche häuften, abgebrochen. Ich begrüßte deshalb immer Zeitangaben, die sich nach großen Ereignissen orientierten, weil auch sie eine Kontrollmöglichkeit darstellten (der Ringtheaterbrand, der Krach vom Jahr '73, Weltkrieg und so weiter). Ich hatte eigentlich in allen Fällen den bestimmten Eindruck, bewusste Unrichtigkeiten immer als solche erkennen zu können. Ausgesetzt bleibt man freilich immer den unbewussten Unrichtigkeiten, den Lebenslügen. Wenn einer über die bloßen Tatsachen hinaus angibt, dass er immer große Pläne gehabt habe, so kann er das wohl lebenslänglich selbst geglaubt haben, ohne dass es deshalb der Wahrheit entsprechen muss. Diese Fehlerquelle ist aber deshalb fast ganz auszuschalten, weil nur ein ganz geringer Teil der Berichtspersonen im Stande war, sich in allgemeiner Form über sein Leben zu äußern; die meisten hafteten so sehr am Konkreten, dass sie immer den betreffenden Plan dazu angaben. Wenn zum Beispiel einer dann von einem Plan für seine Kinder oder dergleichen spricht, ist die Überprüfbarkeit schon leichter.

Außerdem erlauben die Zeitangaben ja eine immanente Kritik; in vielen Fällen stellte sich bei genauer Durchsicht des Protokolls heraus, dass Unstimmigkeiten zwischen den einzelnen Zeitangaben bestanden. In acht Fällen, wo es nicht gelang, diese Unstimmigkeiten zu bereinigen, mussten die Protokolle ausgeschieden werden. In einigen Fällen aber konnten diese Irrtümer durch eine zweite Befragung aufgeklärt werden. Wir wollen am Fall F 6 zeigen, wie das zu machen war. F 6 ist deshalb ein methodisch gutes Beispiel, weil in der ziemlich ausführlichen und geordneten Erzählung die Daten anfänglich in heillosem Durcheinander waren. Wir führen hier F 6 mit bereits geordneten Daten an:

F 6. Geboren 1857 in Mähren.

Den Beruf des Vaters weiß sie nicht ganz genau, er hat Ziegelöfen gesetzt. Die Mutter war viel älter als er. Eine Schwester und ein Bruder, beide jünger als sie. Erzählt nicht sehr gern, bricht einmal mittendrin ab. Erzählung unterbrochen von vielen Lebensregeln. Lautes, lebhaftes Wesen, gleich darauf zu Tränen gerührt.

In der Schule war sie ein braves Mädel. Aber schon mit acht Jahren musste sie die kleinen Geschwister und die Kühe hüten. Ihre Mutter war nicht gut zu ihr, sie prügelt sie, einmal wirft sie sie ohne Kleider in der Nacht bei der Tür hinaus. Sie muss bei den anstrengendsten Arbeiten helfen und trotz ihrer Jugend mehr im Haus arbeiten als die Mägde. Schon als kleines Mädel hatte sie sich vorgenommen, gleich nach der Schule durchzubrennen. Der ganze Ort weiß von ihrem Plan. Mit 13 Jahren verlässt sie tatsächlich das Elternhaus. „Keine zehn Rösser hätten mich je wieder nach Haus gebracht.“ Sie kommt nach Niederösterreich, bleibt sechs Jahre lang bei einer jüdischen Familie in der Nähe von Horn als Hausgehilfin. Die Leute behandeln sie fast wie eine eigene Tochter, sie sind so lieb und freundlich mit ihr, dass sie jetzt noch dankbar dafür ist. Mit 19 Jahren beginnt sie sich Sorgen über ihre Zukunft zu machen: In diesem Nest kriegt sie keinen geeigneten Mann, da sind lauter „Gescherte“, das ist nichts für sie. Auch die Wäscherin sagt, dass ein so fesches Mädel in die Großstadt gehört, wo sie sich jemand aussuchen kann. Sie verlässt deshalb den guten Posten und geht für ein Jahr nach Horn selbst in Dienst. Aber auch dort findet sie nicht den Richtigen. Eine Freundin verschafft ihr in Wien einen Posten, sie kommt mit 21 Jahren nach Wien. Damals war noch keine solche Not an Männern wie heute. Sie lernt bald einen Perlmutterdrechsler kennen. Sie hat verschiedene Dienststellen. Mit 27 Jahren zieht sie mit ihm zusammen, mit 39 heiratet sie ihn. Sie wollte ihn erst gründlich kennenlernen. Tatsächlich aber haben sie von Anfang an wie in einer Ehe gelebt. Es ist ihr in der Ehe manchmal gut und manchmal schlecht gegangen. Wenn ihr Mann nicht nett zu ihr war, droht sie ihm in den ersten Jahren, zu jener jüdischen Familie zurückzukehren. Ihr Mann hat in Wien eine ganz gute Stelle. Nach ein paar Jahren schreibt ihm ein Unternehmer aus Polen, bei dem er als junger Bursch gearbeitet hatte, er solle zu ihm als Werkführer kommen. Sie freuen sich sehr, gehen nach Polen, dort kommt in ihrem 31. Jahr der Sohn zur Welt. Der Mann verdient gut, sie leben auf großem Fuß, essen sehr viel Hühner, machen jeden Sonntag Fiakerausflüge nach Preußen, immer in großer Gesellschaft. Aber damals beginnt Amerika sich in der Perlmuttererzeugung selbstständig zu machen, das Geschäft lässt sich

nur dadurch aufrechterhalten, dass die Unternehmer die Ware ohne Zoll über die Grenze schmuggeln. Davon weiß ihr Mann. Eines Tages schreibt ihm ein Kollege aus Wien, ob er ihm nicht einen Posten verschaffen könne. Sie ist dagegen: „Wozu brauchst Du einen Konkurrenten da?“ Ehestreit, trotzdem kommt der Kollege, schmeichelt sich bei den Unternehmern ein, bekommt die Stelle ihres Mannes, der entlassen wird. Daraufhin zeigt ihr Mann den Zollschwindel an, das Unternehmen geht zugrunde. Sie kehren nach Wien zurück. In Polen hatten sie viele Ersparnisse gemacht, sodass sie auch in Wien weiter ganz gut leben. Sie waren 18 Monate in Polen gewesen. In Wien bekommt sie im Lauf der Jahre noch elf Kinder, zehn davon sterben zwischen eineinhalb und drei Jahren. Zehn Jahre nach ihrer Rückkehr macht sich der Mann selbstständig. Von nun an hilft auch sie im Geschäft mit. Knapp vor dem Krieg können sie sich ein kleines Haus kaufen. Im Jahr 1914 verlieren sie durch die Mobilisierung den gesamten Kundenkreis. Bis zum Jahr 1922 halten sie in Wien durch, indem sie fortwährend Schulden auf ihr Haus aufnehmen. Im Jahr '22 geht es nicht weiter, sie verkaufen alles, was sie haben, und gehen nach Polen. Dort lassen sie sich von einem Betrüger um ihre letzte Maschine bringen, führen aber dann zwei Jahre lang Prozess gegen ihn, den sie gewinnen, bringen sich ein paar Jahre recht und schlecht fort. Schließlich verlieren sie wieder alles. Nun drängt der Mann auf Rückkehr nach Wien, sie quartieren sich hier bei der Tochter, die jetzt 40 Jahre ist, ein; sie ist sehr hart und schlecht gegen die Eltern, der Sohn benimmt sich ebenso. Die Tochter, die von sechs bis 16 Jahren lungenkrank war, hat im Jahr 1925 einen Arbeitslosen geheiratet, der sich im Jahr '30 wegen fünfjähriger Arbeitslosigkeit aufgehängt hat. Die Tochter wirft die Eltern daraufhin hinaus, sie bekommen im Dezember 1930 ein Ehestübchen im Versorgungshaus zugewiesen.

Auf Fragen antwortet sie: Die schwerste Zeit ihres Lebens war der Krieg, als sie ihr Geschäft verloren. Die glücklichste Zeit, die sechs Jahre Dienst bei der jüdischen Familie. Sie hat meistens einen guten Humor gehabt, nur dass sie ins Versorgungshaus musste, kann sie nicht verwinden. Sie schlägt deshalb ihrem Mann vor, sich gemeinsam umzubringen, er lacht sie aber aus. Sie will sich allein einen Strick besorgen, aber eine Frau, die sie im Geschäft trifft, redet ihr ab und so entschließt sie sich also doch zur Versorgung. Wieder auf die Welt kommen zu müssen, erscheint ihr als der schrecklichste Gedanke: „Wenn man 50 Jahre mit einem Mann lebt, hat man mehr als genug von ihm, obwohl meiner noch zu den Besten gehört.“ Er ist vier Jahre jünger als sie. Sie kränkt sich sehr über ihr Aussehen, weil sie keine Zähne mehr hat und so viele Falten im Gesicht. Deshalb

würde sie kein Mann mehr nehmen, wenn ihrer vor ihr sterben sollte. Sie hat weder bei ihren zwölf Geburten noch sonst bei einer Gelegenheit einen Arzt bei sich gehabt. Mit 72 beginnt sie krank zu werden. Ihr Leben lang war ihr Geld wichtig, etwas ersparen zu können ihre größte Freude. Sie hat sich sogar in den besten Zeiten nicht einmal eine Wäscherin genommen, damit sie für ein schönes Alter sparen könne. Manchmal war sie im Zirkus, im Theater oder im Varieté. Gestritten hat sie höchstens mit ihrem Mann. Von Nachbarinnen hat sie sich immer fern gehalten. Denkt immer nur an Arbeit und Geld.

Der Hauptirrtum kam dadurch zustande, dass sie die Zeit von 27 bis 39 Jahren, in der sie zwar ohne Trauung, de facto jedoch in wirklicher Ehe mit ihrem Mann gelebt hatte, sowie die Geburt ihres Sohnes aus moralischen Gründen wahrscheinlich unterschlagen hatte. Dadurch wurde das Alter der Kinder unverständlich, ebenso der Ausspruch, wenn man 50 Jahre mit einem Mann lebt. Die Irrtümer wurden bei Durchsicht des Protokolls entdeckt und am nächsten Tag in einem kurzen Gespräch richtiggestellt. Deshalb hat sich der Vergleich aller Daten untereinander als besonders wichtig erwiesen (vergleiche dazu im Anhang M 8). Manchmal lagen Erinnerungsschwächen von geringer Bedeutung vor. Es konnte irgendein Ereignis nicht mehr genau zurückdatiert werden. Wir begnügten uns dann mit einer Annäherungsangabe im Rahmen der Wahrscheinlichkeit, wie zum Beispiel bei M 16, der das Todesjahr seiner Mutter nicht mehr angeben konnte.

Ein weitaus schwierigeres Problem ist die Frage, ob nicht die rückschauende Betrachtung das Leben anders erscheinen lässt, als es tatsächlich gelebt worden war. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir als psychische Funktion des Alterns das Nivellieren aller starken Affekte, die Beschränkung des Lebenskreises, die langsame Ablösung vom Leben, das Ertragbarmachen des Todes verstehen. Wir werden in dem Abschnitt, in dem wir die Lebensformen der fünften Phase schildern, noch darauf zu sprechen kommen. Vielleicht gehört es nun auch zu dieser Funktion des Alterns, die Erinnerungsbilder zu entfärben. So finden wir tatsächlich nur in ganz wenigen Fällen die Liebe als schönste Zeit des Lebens bezeichnet, obwohl wir aus den objektiven Daten ruhig annehmen dürfen, dass sie öfters als solche erlebt worden sein mag. Sie hat eben für den alten Menschen nur mehr so wenig Bedeutung, dass sie auch in der Erinnerung in den Hintergrund treten muss. Umso mehr scheint es geboten, sich vor allem an Tatsachen und weniger an die Äußerungen über sie zu halten. Es war eines der interessantesten Resultate, die sich bei der Materialsammlung ergaben, dass die fast immer mit großer Entschiedenheit

onäre Potential der Zukunft. Demgegenüber stellt die Dissertation von Marie Jahoda eine einzigartige Sammlung von Lebensläufen dar. Ihre 1930/31 geführten Interviews mit älteren Menschen, die meisten von ihnen in den 1850er und 1860er Jahren geboren, erfassen einen langen Zeitraum von rund 80 Jahren, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1931. Die Menschen, die diesen Zeitraum durchlebt hatten, blickten auf fundamentale gesellschaftliche Veränderungen zurück. In ihre Lebenszeit fielen – um nur wenige Stichworte anzuführen – die Blütezeit der Habsburgermonarchie und deren Zerfall, die Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft und des Industriekapitalismus, die Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie und die Entstehung der Massenparteien, aber auch die Ausbreitung des totalitären Nationalismus und des Rassenantisemitismus, die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, und die anschließende Phase ökonomischer Krisen und Stagnation. Und Marie Jahodas Auswahl an Interviewpartnern und -partnerinnen fokussierte nicht auf das Erleben einer bestimmten sozialen Gruppe oder Klasse, sondern öffnet ein breites Panorama an sozialen Positionen. Ihre Lebenslaufperspektive macht den noch fluiden Charakter von „sozialen Klassen“ und den Wechsel von Schichtzugehörigkeiten in Erwerbsbiografien sichtbar. Gemeinsam ist den interviewten Personen nur, dass sie irgendwann in ihrem Leben in Wien gelandet waren, und dass sie im hohen Alter kein selbstständiges Leben mehr führen konnten oder wollten, sondern „in Versorgung“ gingen.

Es ist also die Zugehörigkeit zu einer besonderen Geburtskohorte, die lange Lebensdauer, die soziale Vielfalt, die die Gruppe der von Marie Jahoda Befragten so reizvoll auch für historische Untersuchungen macht, und zusätzlich das breite Spektrum an Themen, die in der offenen Interviewführung angesprochen wurden. Jahodas Sammlung von Lebensläufen verkörpert eine exzellente historische Quelle, die umfassend und systematisch in die Geschichte der zweiten Hälfte des 19. und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts eingebettet werden kann. Das Ziel dieses Beitrages besteht darin, einige der Beziehungen zwischen den in Jahodas Dissertation aufgenommenen individuellen Biografien und allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen aufzuzeigen. Die Darstellung folgt so weit wie möglich der Perspektive des Lebenslaufs der von Jahoda befragten Generation.

Sozialstruktur und Arbeitsmarkt Wiens von 1870 bis 1930

Die meisten der von Marie Jahoda interviewten Personen begannen ihr Erwerbsleben in den 1860er- oder frühen 1870er Jahren, im Alter von elf bis 14

Jahren. Dies war eine Periode hohen und schnellen wirtschaftlichen Wachstums und der politischen Liberalisierung, die erste große „Gründerzeit“. Welche beruflichen Möglichkeiten fanden junge Menschen vor, die in Wien aufgewachsen waren oder die in jungen Jahren – etwa nach einer Lehre auf dem Land – nach Wien wanderten? Die Stadt wies zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine breit gefächerte Sozialstruktur auf, deren wirtschaftlicher Schwerpunkt im Kleingewerbe lag. Auf der Grundlage der Volkszählung von 1869³ lassen sich – idealtypisch – vier große beruflich-soziale Schichten identifizieren und voneinander abgrenzen, auch wenn die Grenzen zwischen ihnen fließend waren (Schimmer 1874): (1) eine Oberschicht von „besitzenden“ und „gebildeten Ständen“; (2) eine Mittelschicht von selbstständigen Gewerbetreibenden; (3) die „Arbeiterschaft“; und (4) die Hausdienerschaft. In diesem der zeitgenössischen Statistik folgenden Schichtmodell vermischen sich Elemente der verblässenden „ständischen Sozialordnung“ mit jenen der entstehenden industriellen Klassengesellschaft (vgl. dazu Ehmer 1996).

(1) Eine relativ große Oberschicht, die etwa zur Hälfte „Capitalisten“ sowie Hausbesitzer und Rentiers umfasste, und zur anderen Hälfte „Stände mit höherer Schulbildung“ (zu denen Beamte, Ärzte, Lehrer und freie Berufe gezählt wurden), machte zusammen rund zwölf Prozent der Erwerbstätigen aus. Dieser große Anteil beruht natürlich auf der Stellung Wiens als politisches und administratives, aber auch als wirtschaftliches, wissenschaftliches und kulturelles Zentrum der Habsburgermonarchie. Hier residierte nicht nur der kaiserliche Hofstaat, hier hatten auch alle hochadeligen Familien der Monarchie ihre Palais, und diesen strebten wiederum die großen, aufstrebenden Unternehmer- und Industriellenfamilien aus ganz Ostmitteleuropa nach, die – vor allem im Zuge des 1865 beginnenden Ausbaus der Ringstraße zum Prachtboulevard – ihre eigenen Wohn- und Geschäftspaläste errichteten. Diese Oberschicht beschäftigte ein Heer von Dienstboten und bildete eine Schicht zahlungskräftiger Konsumenten für Luxuswaren und sie strebte nach Erhöhung ihres kulturellen Kapitals durch soziale Kontakte mit Künstlern und Wissenschaftlern.

(2) Eine zweite große Gruppe, rund 15 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung, bildeten selbstständige Gewerbetreibende in Industrie, Handwerk

3 Die Volkszählung 1869 gilt als erste „moderne“ Zählung der Habsburgermonarchie. „Modern“ war sie insofern, als sie an einem Stichtag durchgeführt wurde und die gesamte anwesende Bevölkerung erfasste. Die erhobenen Kategorien und die Durchführung der Zählung wie auch die sehr umfangreiche Auswertung der erhobenen Daten waren auf der Höhe der damaligen internationalen statistischen Wissenschaft. Dasselbe gilt für die ab 1880 und bis 1910 in zehnjährigem Rhythmus folgenden Zählungen. Die Geschichte der Volkszählungen in Österreich begann allerdings schon 1754, und sie endete 2001. Seitdem werden in sogenannten „Registerzählungen“ bereits elektronisch gespeicherte Daten miteinander verknüpft. Zur Frühgeschichte bis in das 19. Jahrhundert vgl. Ehmer 2011.

und Handel. Diese Gruppe könnte man als eigentliche bürgerliche Mittelschicht ansehen, auch wenn sicherlich auch sie in Bezug auf wirtschaftliche Position und sozialen Status breit gestreut war: vom Großkaufmann bis zum Greißler, vom Fabrikanten bis zum kleinen Handwerker. Zahlenmäßig dominiert wurde diese Schicht von Handwerksmeistern und Kleingewerbetreibenden. Hier finden wir jedenfalls die Arbeitgeber für den größten Teil der lohnarbeitenden Bevölkerung.

(3) Diese wiederum wurde von den zeitgenössischen Statistikern zu einer dritten sozialen Schicht zusammengefasst, den „Arbeitern“. Sie stellten mit knapp 57 Prozent den Großteil der erwerbstätigen Bevölkerung Wiens im Jahr 1869, und auch sie bildeten eine sehr inhomogene Schicht. Die Berufsstatistik bietet genaue Angaben für zwei Arbeitergruppen: Den „Fabrikarbeitern“ wurden etwa 16 Prozent der Arbeiterschaft zugerechnet, den Arbeitern im Kleingewerbe (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge) rund 53 Prozent. Dazu kamen Tagelöhner außerhalb des gewerblich industriellen Bereichs (etwa fünf Prozent) und eine große nicht eindeutig zuordenbare Gruppe von etwas mehr als einem Viertel der „Arbeiter“. Würde man diese – annäherungsweise – den zuvor genannten Gruppen zuordnen, dann käme man zu dem Schluss, dass Fabrikarbeiter mit knapp weniger als einem Fünftel eine Minderheit der Wiener Arbeiterschaft bildeten, kleingewerblich-handwerkliche Arbeiter dagegen mit einem Anteil von rund zwei Drittel klar dominierten. Wien um 1870 war eindeutig eine Arbeiterstadt, aber der typische Arbeiter stand nicht in einer Fabrikhalle, sondern war ein Maurer, Schuster, Schneider, Tischler, Schlosser, Bürstenbinder und wie die vielen hunderte von Handwerksberufen lauteten. Weibliche Arbeiter waren ebenfalls überwiegend in diesem Sektor tätig, vor allem in den Bekleidungsberufen, etwa als „Näherinnen“. Viel häufiger als ihre männlichen Kollegen trugen sie allerdings keine spezifische Berufsbezeichnung, sie fungierten – als ungelernete Hilfskräfte – schlicht als „Handarbeiterinnen“, von denen viele in Heimarbeit tätig waren.

(4) Einen hohen Frauenanteil wies vor allem die vierte große Gruppe auf, die „Hausdienerschaft“. Sie machte 1869 rund 15 Prozent der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung aus und war damit eine deutlich größere Gruppe als die Fabrikarbeiterschaft (zu der neun Prozent aller Erwerbstätigen gehörten). Häusliche Bedienstete standen in den verschiedensten Funktionen in den Haushalten der ersten beiden oben genannten Gruppen „in Dienst“: vom Hausknecht bis zum Kammerdiener, von der Küchenmagd bis zur Gouvernante. Vermutlich war etwa eine Hälfte dieser Gruppe für die Oberschicht tätig, die andere für die bürgerliche Mittelschicht. Beiden gemeinsam ist, dass



Kundgebung für eine Arbeitslosenversicherung der Hausgehilfinnen,
1920er Jahre in Wien

sie in der Regel über keinen eigenen Haushalt verfügten, sondern bei ihren Arbeitgebern lebten und meist auch ledig waren.

In den 1860er- und 1870er Jahren war der Wiener Arbeitsmarkt also von Handwerk, Kleingewerbe und Dienstleistungen dominiert. Wo liegen die Gründe für diese Entwicklung? Die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert so bedeutende Textilindustrie hatte im Zuge der Industrialisierung im Vormärz Wien in Richtung ländlicher Regionen verlassen, in denen billige ungelernete Arbeitskräfte und Wasserkraft – als wichtigste Antriebsquelle der ersten Phase der maschinellen Fabrikindustrie – in ausreichender Menge zur Verfügung standen. Die moderne städtische Fabrikindustrie – in dieser Periode vor allem der Maschinenbau – hatte von der Mitte des Jahrhunderts an stark zugelegt, fiel aber zahlenmäßig noch nicht ins Gewicht. An Bedeutung hatte dagegen das produzierende Handwerk gewonnen, das von zeitgenössischen Ökonomen – wie auch von späteren Wirtschaftshistorikern – vorteilig und ungeprüft zum Opfer der Industriellen Revolution erklärt worden war (vgl. dazu Ehmer 1980: 74ff. und Ehmer 1984). Das städtische Handwerk profitierte zum einen vom enormen Wachstum des lokalen Absatzmarktes: Wien hatte 1840 – einschließlich der 1890 eingemeindeten Vororte außerhalb des Linienwalls, dem heutigen Gürtel – rund 400.000 Einwohner gezählt, 1910 waren es mehr als zwei Millionen. Und neben den zahlungskräftigen Ober- und Mittelschichten fielen zunehmend auch Arbeiter als Konsumenten ins Gewicht, als Folge des allmählich steigenden Lebensstandards der Arbeiterschaft.⁴ Das Wiener Handwerk produzierte im 19. Jahrhundert immer mehr aber auch für überregionale, zum Teil für globale Märkte. Viele Handwerksmeister produzierten für Großhändler, die diesen überregionalen Absatz organisierten. Schuhe, zum Beispiel, die in den Werkstätten von Wiener Schustermeistern hergestellt worden waren, wurden donauabwärts in das Osmanische Reich exportiert, unter anderem nach Ägypten, zum Teil aber auch weiter bis nach Südamerika.⁵ Die kapitalistische Marktwirtschaft hatte sich in den ersten Lebensphasen von Jahodas Befragten durchgesetzt, aber sie hatte traditionelle handwerkliche Arbeits- und Lebensverhältnisse nicht beseitigt, sondern sich einverleibt, sowohl modifizierend wie auch bewahrend.⁶

In den letzten Jahrzehnten des 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert, als die von Marie Jahoda interviewten Personen im mittleren oder

4 Zur Reallohnentwicklung vgl. Mesch 1984, zu Wien vor allem: 182 und 185.

5 Am Beispiel der Schuherzeugung Ehmer 1994: 301–316.

6 Allgemein zur Verflechtung und Durchdringung von Tradition, Wandel und „Modernität“ in Wien und in anderen mitteleuropäischen Metropolen des 19. Jahrhunderts vgl. Ehmer 1994.

Rückkehr nach England

Im Jahr 1958 übersiedelte Jahoda aus privaten Gründen wieder nach England. Ab Sommer 1957 verbrachte sie ein Sabbatical dort und heiratete 1958 Austen Albu, den sie während ihrer Jahre in London kennengelernt hatte. Die Ehe mit dem langjährigen Labour Abgeordneten und kurzzeitigen Minister unter Premier Harold Wilson (1965–67) brachte sie nicht nur tatsächlich in die britische *society*, sondern führte auch zu einer deutlich zurückhaltenderen öffentlichen Rolle. Offensichtlich, um die Politik ihres Ehemanns nicht zu konterkarieren, verzichtete Jahoda während seiner aktiven Zeit, die erst im Frühjahr 1974 endete, weitgehend auf Kontakte zu den Tageszeitungen.⁷⁷

Anfangs arbeitete Jahoda in Großbritannien am freien Markt der Forschungsprojekte. Im Auftrag der UNESCO schrieb sie *Race relations and mental health* (Jahoda 1960) und edierte gemeinsam mit Neil Warren einen Reader über *Attitudes* (Jahoda/Warren 1966). Kurze Zeit später wurde sie in den Lehrkörper des Brunel College in Uxbridge bei London aufgenommen, welches wenig später in eine Universität umgewandelt wurde. Die duale Ausbildung von Technikern in Brunel behandelte sie in einer eigenen Studie (Jahoda 1963). Den Höhepunkt ihrer akademischen Karriere erreichte Jahoda, als sie im Alter von 58 Jahren zur Gründungsprofessorin für Sozialpsychologie an der neuen University of Sussex berufen wurde, wo sie bis zu ihrer Emeritierung 1973 – und darüber hinaus – arbeitete. Widmete sie sich anfangs dem Aufbau des Departments, so begann sie recht bald wieder mit interdisziplinärer Zusammenarbeit. Diesmal bildeten Fragen der wissenschaftlichen Politik den Brennpunkt ihrer Kooperation mit Ökonomen, Soziologen und Psychologen. Unmittelbar nach der Veröffentlichung der Club-of-Rome-Studie *Grenzen des Wachstums* war Jahoda an einer kritischen Replik auf die Zukunft aus dem Computer beteiligt („Thinking about the future: A critique of ‚The limits to growth‘“, Cole et al. 1973), und vertiefte diese Kritik in weiteren Arbeiten (*World futures – the great debate*, Freeman/Jahoda 1978).

Ebenfalls am Beginn der 1970er Jahren wandte sich Jahoda dann nochmals dem Thema zu, das man ohne Übertreibung als das zentrale ihres wissenschaftlichen Lebens bezeichnen kann: die Erforschung der sozialpsychologischen Folgen der Arbeitslosigkeit. Der englischen (bzw. amerikanischen) Ausgabe von *Marienthal* folgten – zum ersten Mal seit der Großen Depression

⁷⁷ Eine Ausnahme ist ein Porträt von Amerikanerinnen, die Ehefrauen britischer Politiker waren, in *Chicago Tribune* 29. März 1964: F3.



Marie Jahoda, Austen Albu (1903–1994) und Betty Jahoda (1881–1967),
um 1958/59 in England

der 1930er Jahre trat in den westlichen Industrieländern wieder Arbeitslosigkeit auf – viele Aufsätze zu diesem Thema, das schließlich von ihr in einer Monografie zusammenfassend erörtert wurde (Jahoda 1982).

Die Arbeitslosen von Marienthal hatte bekanntlich die Frage nach der sozialen Bedeutung von Arbeit recht konventionell behandelt: Der Wegfall von entlohnter Arbeit hatte die Verringerung des den Familien zur Verfügung stehenden Geldes zur Folge und es zeigte sich, dass das psychische Befinden umso schlechter wurde, je weniger Geld jemand zur Verfügung hatte. Gegenläufige Befunde werden zwar erwähnt – so der Umstand, dass aufgrund des niedrigen Lohnniveaus auch die in Beschäftigung Stehenden über kaum mehr, ja manchmal über weniger Geld verfügen konnten als arbeitslose Haushalte, oder der abschließende Hinweis auf Zusammenhänge zwischen allgemeiner psychologischer Einstellung zum Leben, biografischer Erfahrung und aktueller Befindlichkeit (Jahoda et al. 1975: 39 und 101ff.) –, diese Einsichten werden aber nicht hinsichtlich ihrer soziologischen Konsequenzen diskutiert. In der Wales-Studie kristallisierte sich dann der Zusammenhang heraus, der von Jahoda später begrifflich verfeinert wurde: Trotz des Umstandes, in dem Selbsthilfeprojekt einer Tätigkeit nachzugehen, und trotz des Tatbestandes, dadurch gegenüber den bloßen Arbeitslosengeldbeziehern ein etwas erhöhtes Realeinkommen zur Verfügung zu haben, reagierten die früheren Bergwerksarbeiter auf diese Quasi-Arbeit ablehnend. Offensichtlich war Bezahlung und Tätigkeit allein zu wenig, um den Nutzen, der aus regulärer Erwerbsarbeit resultierte, zu erreichen.

In den zahlreichen Veröffentlichungen, die Jahoda nach ihrer Emeritierung zum Thema Arbeit und Arbeitslosigkeit verfasste, findet man an prominenter Stelle eine Diskussion der Institution Arbeit. Wie andere Institutionen auch habe Arbeit manifeste Zwecke und latente Konsequenzen. Manifest diene Arbeit als kollektive Anstrengung der Produktion von Gütern und Dienstleistungen über das Maß hinaus, das Einzelne herstellen könnten; aus der Perspektive des Arbeitgebers stehe der Profit und aus der Sicht der Beschäftigten das Einkommen im Vordergrund. Jenseits dieser manifesten Ziele weist Arbeit auch „latente Konsequenzen“⁷⁸ auf. Sie sei so organisiert, dass bestimmte Erfahrungen von Arbeitenden unvermeidlich gemacht würden:

„Erstens erzwingt sie [die Erwerbsarbeit] ein für industrielle Länder charakteristisches Zeiterlebnis ...

78 Jahoda nimmt mehrfach explizit Bezug auf Mertons Paradigma der funktionale Analyse: in Jahoda 1981c: 185, und Jahoda 1987: 17.

Zweitens erweitert die Erwerbstätigkeit den sozialen Horizont der Menschen über die Familie und den engeren Kreis von Nachbarn und selbstgewählten Freunden hinaus. ...

Drittens demonstriert die Erwerbstätigkeit täglich, daß die materiellen Bedürfnisse moderner Menschen nicht von einzelnen Individuen befriedigt werden können, sondern Zusammenarbeit von vielen benötigen ...

Viertens bestimmt die Eingliederung der Menschen in den kollektiven Arbeitsprozeß ihren Platz in der weiteren Gesellschaft. Der Arbeitsplatz und die Berufskategorie, zu der man gehört, definiert die soziale Identität.

Und schließlich, fünftens, erzwingt die Erwerbstätigkeit regelmäßige, systematische Tätigkeit, deren Zweck über persönliche Zwecke hinausgeht und den Arbeitenden an die soziale Realität bindet.⁷⁹

Mit dieser Kodifikation des Begriffs Erwerbsarbeit und seinen sozialpsychologischen Konsequenzen entlang der Dimensionen Zeiterlebnis, Horizonterweiterung, Kooperation, Stuserwerb und Realitätsbindung hat Jahoda einen bis heute im deutschen Sprachraum noch nicht hinreichend rezipierten Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Diskussion geleistet. Folgerungen für wissenschaftliche und politische Diskurse sind augenscheinlich: Von der Diskussion um Grundeinkommen, über die Anwendung dieser Einsichten auf vorgeschlagene arbeitsdienstähnliche Quasibeschäftigung für vorgemerkte Arbeitslose bis zur – unter Ökonomen immer noch prominenten – These von der freiwilligen Arbeitslosigkeit reicht das Spektrum öffentlicher und wissenschaftlicher Debatten, die Nutzen aus Jahodas Einsichten ziehen könnten.

Nationalismus

Zu Beginn der 1990er Jahre setzte sich Jahoda in mehreren Vorträgen mit den sozialpsychologischen Wurzeln eines alten, jüngst aber virulent gewordenen

79 Jahoda 1984: 12, wo anstelle von „latenten Konsequenzen“ von „unumgänglichen Erlebnissen“ die Rede ist. Andernorts nennt Jahoda die „latenten Konsequenzen“ anders: „aufgezwungene Erfahrungen“ (Jahoda 1983: 99) und „certain unavoidable categories of experience and behavior“ (Jahoda 1986a: 163). Auch die inhaltliche Charakterisierung variiert in den verschiedenen Texten. Die hier zitierte Stelle enthält die ausführlichste Charakterisierung. Einen frühen Beitrag zu diesem Thema veröffentlichte Jahoda 1966 für die Festschrift für Heinz Hartmann (vgl. Jahoda 1994a), wo sie ähnliche Gedanken im Anschluss an Freuds Kulturtheorie skizziert.